

Christus - der neue Adam.
Wert und Würde des Menschen im Christentum

Vortrag in Bernkastel/Kues und Trier am 20./21.3.99
von Prof. Dr. Walter Dietz (Universität Mainz)

Vorbemerkungen zur Aktualität und Deutung des Themas

In meinem Referat will ich versuchen, einige wesentliche Gesichtspunkte des christlichen Menschenbildes zu beleuchten, und zwar nicht in konfessioneller Zuspitzung, sondern im Rekurs auf das *grundlegend und gemeinsam Christliche*. Nun ist uns das christliche Menschenbild unmittelbar präsenter und selbstverständlicher als z.B. das muslimische oder buddhistische. Aber gerade darin könnte eine gewisse Selbsttäuschung liegen. Im interreligiösen Dialog ist auch das Christentum gefordert, sein Menschenbild explizit darzulegen. Nichts mehr versteht sich von selbst. Es gibt eine heilsame dialogische Herausforderung, durch die Christen gezwungen sind, ihr Bild des Menschen auch als Basis und implizite Voraussetzung ihres Werte- und Rechtssystems darzulegen. Die allseits diskutierte Integration ausländischer Mitbürger (vor allem der jüngeren) muß ja darauf zielen, sie mit Sprache, Kultur und Religion *ihres neuen Heimatlandes* bekanntzumachen. Integration vollzieht sich ja keineswegs als rein juristischer Akt, und sie kann sich auch nicht damit begnügen, Ausländer mit Sprache, Kultur und Religion *ihres Herkunftslandes* vertraut zu machen. Dadurch wäre ein Scheitern von Integration vorprogrammiert, zugleich wäre ein entscheidender Grundstein für gesellschaftlichen Dissens in einem pluralen Vielvölkerstaat gelegt. Gerade dies widerspricht radikal der christlichen Vision einer versöhnten Gesellschaft. Deshalb kommt dem Christentum im interreligiösen Dialog die elementare Aufgabe zu, für sein Menschenbild zu werben, Verstehen zu ermöglichen, wo Vorurteile herrschen, und Optionen für einen übergreifenden Konsens zu eröffnen, gerade auch im Blick auf ein christliches Menschenbild. (Dessen übergreifende Bedeutung liegt ja vielleicht gerade darin, daß auch diejenigen seine Nutznießer sind, die sich selber nicht - oder nicht im engeren Sinn - als Christen verstehen.)

Jene "intellektuelle Missionsaufgabe" (sc. der Werbung für das christliche Menschenbild) ist ziemlich weit gefächert, und sie kann nur gelingen, wo wir das Christliche nicht in konfessionalistischer oder restaurativer Engführung zur Norm erheben. Der innerchristliche Dissens wirft ja seine Schatten auch auf das, was im Namen aller Christen von der Heiligen Schrift her im Blick auf das Wesen des Menschen formulierbar ist. Es gibt jedoch m.E. die Möglichkeit einer heilsamen Abstraktion von konfessionalistischer Engführung, die durch traditionsspezifische Selbstverliebtheit motiviert ist. Wenn wir jetzt von "dem" christlichen Menschenbild sprechen, dann in bewußter Absehung von allen kleinlichen und engstirnigen Konfessionsstreitigkeiten (wie sie seit 1997 den ökumenischen Dialog wieder ganz erheblich belasten). So ist z.B. die Anrufung Gottes in der Präambel unserer Verfassung auf keine konfessionell gebundene Sicht Gottes fixiert (sowenig bei den Vätern jenes Grundgesetzes natürlich irgendein abstrakter "Allerweltsgott" im Blick war), dem gegenüber der moderne Verfassungsstaat seine eigene Rolle versteht. Im Gegensatz zum Totalitarismus "depotenziert" der Staat hier seine Funktion, verzichtet auf eine weltanschauliche Führungsrolle und versteht sich von Voraussetzungen her, die nicht erst als Setzung seiner selbst, vielmehr als seine *Voraussetzung* zu verstehen sind. Wenn der moderne Verfassungsstaat die Unantastbarkeit der Würde des Menschen garantiert, dann im Bewußtsein eines schützenswerten Gutes, das er nicht selber hervorbringen vermag.

Die These meines Vortrages ist, daß dieser Gedanke der Menschenwürde spezifisch vom christlichen Menschenbild her zu verstehen ist. Menschenwürde ist - trotz aller Emanzipationsbestrebungen - ein Begriff, der sich christlicher Selbstverortung des Menschseins verdankt ("verdankt" aber nicht nur im Sinn historischer Reminiszenz, sondern essentieller Abhängigkeit!). Den Titel "Wert und Würde des Menschen" möchte ich also positiv aufnehmen, jedoch in zweifacher Präzision: Erstens, indem ich den Gedanken der besonderen Würde des Menschen abgrenze vom Begriff des Menschen als "Krone der Schöpfung" und dabei statt immanenter Dignität die Verantwortlichkeit stärker in den Vordergrund stelle. Zweitens will ich - im Bewußtsein hier Widerspruch zu ernten - den Gedanken der Würde des Menschen ganz gezielt abgrenzen vom Begriff seines Wertes. Der Mensch hat zweifellos einen (übrigens extrem niedrigen) materialen Wert, er ist auch verwertbar im Blick auf gesellschaftliche und ökonomische Prozesse; aber, so meine These, darin besteht gerade *nicht* seine Würde. Indem ich den Gedanken des Wertes objektiv begreife und vom Gedanken der Verwertbarkeit her interpretiere, verwerfe ich die Logik einer Wertzuschreibung gerade vom christlichen Menschenbild her. Daß Menschen "wertvoll" sein können, ist nicht zu bestreiten, entspricht aber gerade nicht dem christlichen Gedanken der Menschenwürde. Diese Würde ist also ein polemischer Grenzbegriff gegen alle immanente Funktionszuschreibung. Also: Würde ja, Wert nein. Soviel als Vorblick. In zehn einzelnen Schritten werde ich nun versuchen, das angedeutete Programm einzulösen.

(1) Adam und Christus - ein typologischer Vergleich

Der Titel unterstellt, daß sich Wert und Würde des Menschen im Christentum nicht nur vom Gedanken der Geschöpflichkeit, sondern allein von der Person Jesu Christi her erschließen lassen. Das christliche Menschenbild ist dem jüdischen in vielem verwandt, markiert hier aber eine wesentliche Differenz. Adam und Christus werden als Gestalten einander antithetisch gegenübergestellt: Adam steht für den alten Menschen, er ist der Prototyp des Menschen schlechthin; er ist der Sünder, der in seiner Selbstbezogenheit mehr sein will als er ist, und im geheimen Aufbegehren gegen Gott selber sein will wie Gott. Adam steht für den Menschen, der alles sich selber und nichts einem anderen verdanken will, selber Herr sein will und Meister seines Lebens. Das Neue Testament bezeichnet ihn als *typos tou mellontos*, d.h. Typ jedes künftigen Menschen (Röm 5,14). Paulus stellt im 5. Kapitel des Briefes an die judenchristliche Gemeinde in Rom zwei "Anfänger-" und "Vorläufertypen" einander gegenüber: Adam ist Anfänger, Urtyp und allgemeiner Repräsentant der Menschheit, Christus ist der neue Adam. Der Apostel Paulus kann es ganz antithetisch zugespitzt formulieren: Durch Adam ist der Tod zu allen Menschen gekommen, weil mit ihm und vorgezeichnet durch ihn alle Menschen gesündigt haben. Adam ist der menschheitsgeschichtliche Urheber nicht nur des Verfallenseins an die Sünde, sondern auch an den Tod. Demgegenüber steht Christus als Prototyp des "Gott entsprechenden Menschen" (E. Jüngel). Er will nicht von sich aus sein wie Gott, sondern lebt in Harmonie mit dem Willen des Schöpfers und daher auch in Harmonie mit sich selbst. Er allein ist der Gott entsprechende Mensch, weshalb Paulus auch ganz exklusiv nur ihn als Ebenbild Gottes bezeichnen kann (z.B. 2 Kor 4,4). Er ist derjenige, der nicht nur *im* Ebenbild, *auf es hin* oder *nach ihm* (d.h. *ihm gemäß*) erschaffen ist, sondern als es selbst. Diese vollständige Entsprechung von Schöpferwille und irdischer Geschöpflichkeit ist kein Wunder, sondern Ausdruck des göttlichen Wesens selber, das in Jesus Christus zum Vorschein kommt. Er ist in seinem Wesen von Gott selbst bestimmt, aber nicht unter Ausschaltung alles Menschlichen, sondern unter Aufnahme und Vollendung der irdisch-menschlichen Natur. So ist Jesus von Nazareth keine ideelle Figur, sondern Konkretion des wahrhaft Menschlichen. Die Begegnung mit seiner Geschichte, seinem Wort, und nicht zuletzt mit dem Bild des Gekreuzigten hat etwas, was selbst für den, der nichts von der Formel des Gottessohnes hält, in seinem Herzen beeindruckend wirkt, sofern er sich unbefangen seiner

Geschichte, seinem Geschick und seinem Wort öffnet. Kommt in Jesus das Wesen des Menschlichen schlechthin zum Ausdruck, so sind damit alle allzumenschlichen Unterscheidungsmerkmale irdischer Präsentation von Menschsein transzendiert. "Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur", sagt Paulus (2 Kor 5,17). In und durch Christus neu zu werden, wie es durch Glaube und Taufe geschieht, bedeutet auch, das Vorletzte nicht mehr zum Letzten machen zu können. Irdische Herrschaft, Geschlechtlichkeit, Jude- oder Griechesein - all das verschwindet im neugewordenen Menschsein, das Christus repräsentiert. Den Galatern gegenüber formuliert es Paulus so: "Es gibt nicht mehr Jude und Grieche, nicht Sklaven und Freie, denn ihr alle seid Einer in Christus Jesus." Die natürliche Divergenz von Selbstbestimmung *in Andersheit* verschwindet in Christus. Die Septuagintaversion von Gen 1,27 lautet wörtlich übersetzt: "Und der Gott machte den Menschen, er machte ihn gemäß dem Bild Gottes (*kat'eikona*), männlich und weiblich (*arsen kai thely*) machte er sie." "Männlich und weiblich" ist der Mensch von dem Gott *erschaffen*, während der *in Christus neu gewordene* Mensch nicht mehr durch seine Geschlechtlichkeit definiert ist. Dies bedeutet, daß die personale Menschenwürde nicht am Geschlecht hängt, auch nicht am Herrschaftsstatus, an Reichtum, an Begabung oder Aussehen, auch nicht an Herkunft oder Bildung. Mit Christus verbunden zu sein bedeutet die Absage an den alten Menschen im Sinne Adams, Neuwerden vom Bild Gottes her, das Christus selber ist.

(2) Christliche Anthropologie im Horizont von Sexualität

Zwei Dinge sind demnach gegenüber dem Alten Testament, also dem hebräischen Teil der Bibel festzuhalten: 1. Nicht der natürliche Mensch als solcher ist das Gott entsprechende Bild, sondern Jesus Christus. 2. Der den auf sich selbst fixierten Menschen so faszinierende Geschlechtsunterschied ist in Christus aufgehoben. Dieser zweite Aspekt soll im folgenden zur Sprache kommen. Das Christentum stellt das Idealbild des Menschen in Christus gerade nicht in geschlechtlicher Differenz dar. Von dieser Zielperspektive her ist die Schöpfungswirklichkeit und ihr besonderer Sinn jedoch nicht aufgehoben. Gott hat den Menschen als Mann und Frau erschaffen, d.h. in Beziehung zueinander und Verwiesenheit aufeinander (Gen 1,27). Um Menschsein vollgültig im Sinn des Schöpfungsauftrages zu verwirklichen, bedarf es daher stets des Gegenübers von Mann und Frau. Deshalb kann das Neue Testament auch in sehr hohen Tönen von der Ehe sprechen. Dabei ist die erotische Faszination nicht ausgeblendet, aber doch aufgehoben in dem, was durch Treue und gegenseitige Hingabe zwischen Mann und Frau über diese Beziehung hinausweist auf das Dritte als den tragenden Grund, nämlich Gottes Wesen als Liebe. Im katholischen Glauben kann daher die Ehe als *Sakrament* gelten, als etwas, was die natürliche Welt überragt und hinweist auf das Christusgeheimnis selber. Evangelischerseits ist die Ehe ein *Sanctum*, d.h. etwas von Gott Gestiftetes, Gewolltes und Geheiligt. Auch hier wird die Bedeutung der Ehe positiv gesehen, ohne deshalb die Sexualität zu vergötzen; deshalb kann auch die Ehelosigkeit sehr hoch gewertet werden, aber nicht als Verachtung des Sexuellen, sondern als bewußt gelebter Verzicht um Christi willen. (So schreibt Melanchthon in der Apologie zu Art.23 der *Confessio Augustana* mit Verweis auf 1 Kor 7,32: So wie die Gabe der Prophetie die Kunst der Rhetorik überbiete, so stehe auch die Gabe der Ehelosigkeit über der Ehe. Die gezielte und konsequente Ehelosigkeit wird daher im evangelischen Bekenntnis bejaht, sofern sie nicht überfrachtet wird mit der Konzeption einer vermeintlich höheren Heilsqualität. Umgekehrt wird die Sakramentalität der Ehe abgelehnt, um Heilsüberfrachtungen hier abzuwehren - die Ehe ist kein Garant einer durch den Partner vermittelten Selbstverwirklichung vor Gott -, wenngleich in Apol.13 der sakramentale Sinn der Ehe nicht grundsätzlich verworfen wird, da sie auch mit Verheißungen verbunden ist und auf dem Willen und Auftrag des Schöpfergottes beruht.)

Hier deutet sich an, daß das christliche Bild vom Menschen die Ehe nicht falsch idealisiert und auch eine differenzierte Einstellung zum Sexuellen mit sich bringt: 1. Bejahung im Horizont der Geschöpflichkeit, 2. Bejahung als exemplarische Möglichkeit, Hingabe, Demut und Treue im christlichen Sinn zu realisieren, aber 3. zugleich strikte Verneinung der Vergötzung des Sexuellen. Das Sexuelle ist konstitutiver Teil der Schöpfungswirklichkeit des Menschen und daher natürlich nichts Sündhaftes. Allerdings kann das Sexuelle zum Kulminationspunkt der Selbstzentrierung werden (vgl. z.B. die Abhandlung *Der Begriff Angst* des Dänen Søren Kierkegaard, wo er 1844 die augustinische Deutung der Sexualität aufnimmt und weiterentwickelt). Darin liegt ihre unaufhebbare Ambivalenz: Sexualität vermittelt die Fähigkeit des Hinausgehens über sich, zugleich aber auch Formen der Selbstfixierung, die Personalität verkümmern lassen. Sie ist "angstbehaftet", gerade weil der Mensch sich nicht triebhaft-unmittelbar durch das Sexuelle bestimmt sein lassen kann. Die Angst - sexuell konkret als Scham - ist demnach ein Signal, das positiv auf eine Integrationsaufgabe hinweist: Der Mensch ist eine leib-seelische Einheit, die nicht nur leiblich sexuell bestimmt ist, sondern als *Person* oder (mit Kierkegaard gesprochen) als *Geist*. Hier zeigt sich nun die besagte Ambivalenz des Sexuellen: Es ist Chance zur personalen Reifung, zum Hinausgehen über sich, zur Öffnung auf die andere Person hin. Es unterliegt aber auch der Gefahr der autistischen Reduktion, wie sie vom "homo incurvatus in se" zu erwarten ist (dt.: dem "in sich verkrümmten Menschen", d.h. dem Sünder). Dann wird sie zu einer erweiterten Form von Selbstbefriedigung. Das Abstoßende dieser Verobjektivierung kann einerseits darin liegen, daß Personalität auf ein veräußerlichtes reduziert wird, andererseits darin, daß die Sexualität in Analogie zum Tierbereich bloß auf das Leibliche bezogen wird. Vom Christentum her begreift sich der Mensch stets als leiblich-seelisches Gesamtgefüge, das nur da konkret wird, wo es weder das Leibliche verabsolutiert noch das Seelische abstrakt zum Absoluten macht. Die Verselbständigung des Partiiellen, das sich zu Unrecht totalisiert, ist demnach Selbstverfehlung, Verfehlung des Zieles personaler Selbstverwirklichung (grch. *hamartia* = "Sünde"). Menschsein kann immer auch verfehlt, in falscher Weise konkretisiert oder "unterbelichtet" werden. Deshalb haben wir zu Recht Angst, wenn es um unser Leben und unsere Selbstverwirklichung geht. Nicht nur im sexuellen Bereich können wir Personalität verfehlen, d.h. an uns selbst, dem Bild unseres konkreten irdischen Daseins vorbeileben. Im Interesse einer angstfreien Religion, die das "positive thinking" des Zeitgeistes als positives Selbstgefühl verdoppelt, versucht das Christentum mehr und mehr, diesen Aspekt zu unterschlagen: daß Personalität als konkrete individuelle Lebensaufgabe auch radikal *verfehlt* werden kann. Das Christentum gehört jedoch nicht zu den Religionen, die das irdische Leben banalisieren, egalisieren oder ad libitum stellen (nach dem Motto "anything goes"). Auch die protestantischerseits hervorgehobene Lehre von der "Rechtfertigung des Sünders" darf hier nicht dazu mißbraucht werden, einen Heilsautomatismus zu legitimieren ("billige Gnade", wie Dietrich Bonhoeffer gesagt hat).

Das christliche Menschenbild versucht, die angstfreie Gestaltung des Sexuellen nicht als Schamfreiheit zu propagieren, sondern als Realisierung von Liebe. Von dieser Liebe gilt, daß sie Selbstzentrierung überwindet, d.h. - mit Paulus gesprochen - nicht das Ihre sucht (1 Kor 13,5). Natürlich gibt es auch eine Sexualität, die "sich selbst aufbläht", die "sich ereifert" und "prahlt" (1 Kor 13,4), aber gerade so zu einer Entstellung des wesentlich Menschlichen führt. Nebenbei verliert das Erotische durch derart entpersonalisiert-verselbständigte Sexualität auch seinen Reiz, seine Faszination und seine Ästhetik: es wird *verdinglicht*. Das christliche Menschenbild versteht sich als "Gegengift" gegen diese Macht der Verdinglichung, durch die Menschen blöde, langweilig und aggressiv werden.

Natürlich ist eine derartige Verortung des Sexuellen, wie sie das Christentum leisten will, eine Gratwanderung. Sie steht naturgemäß unter dem Verdacht der Mißgunst, wo sie der Selbstverabsolutierung wehrt. Sie führt zu einer heilsamen Depotenzierung des Sexuellen, indem sie Gal 3,28 als Korrektiv gegen das atl.-jüdische Menschenbild ansetzt. Im Gegensatz zum Islam wird ja im Christentum das Paradies nicht sinnlich-sexuell in bunten Farben ausgemalt. Die Vorstellung, als schwer mit Bomben beladener Märtyrer für die Sache Allahs unverzüglich in ein derart lusterfülltes Paradies einzutreten, ist dem Christentum extrem fremd. Aber auch die hinduistische Göttervorstellung mit ihrer Aufnahme des sexuellen Motivs in die *göttliche* Sphäre ist dem Christentum fremd. Das Sexuelle liegt nicht in der Bestimmung des Göttlichen, und auch die menschliche Natur Jesu ist nicht primär durch sein Mannsein bestimmt (geschweige denn durch ein Ideal von "Männlichkeit"), sowenig es explizit negiert wird. Die schöpfungskonforme Bejahung des Sexuellen schließt im Christentum nicht aus, daß es letztlich doch nur etwas Vorläufiges ist.

Die Vorordnung des 1. Gebots im Christentum (Ich bin der Herr dein Gott, du sollst keine anderen Götter haben neben mir) bedeutet, daß sich der Christ absolut verhalten soll zum Absoluten und relativ zum Relativen. Sünde hat demnach hier den doppelten Aspekt, einerseits das Absolute auszublenden, zu negieren oder zu relativieren, und andererseits relative Instanzen zu verabsolutieren. Am deutlichsten und markantesten zeigt sich dieser zweite Aspekt von Sünde darin, daß der Mensch irdische Konstellationen und Signaturen verabsolutiert und vergottet. Die Verzweiflung am Ewigen im Menschen wird besonders prägnant dort, wo in diesem Sinn Nation, Rasse und Geschlecht verabsolutiert werden. Selbstbespiegelung und Vorordnung endlicher Kriterien vor der in der Gottebenbildlichkeit gründenden Würde des Menschen sind Zeichen des Heidentums. Das 20. Jahrhundert (nicht etwa das Mittelalter) präsentiert hier die wohl markanteste Form einer wahnhaften Überhöhung von Rasse, Geschlecht und Nationalität im Kontext einer immanenten Selbstbespiegelung des Menschseins. Die stillschweigend oder offen sich hier vollziehende Abkehr vom christlichen Menschenbild bringt es mit sich, daß personale Würde nur noch peripher begriffen werden kann.

Ich rekapituliere: Das Christentum versteht den Menschen als Mann und Frau, deren Ur- und Zielbild in Christus als dem "Bild Gottes" umfassend zum Ausdruck gekommen ist. Glaube bedeutet Einswerden mit dem Sinn von Geschöpflichkeit, der als Wesen von Liebe und Selbsthingabe zugleich das Zerschlagen endlicher Selbstfixierung und Selbstbespiegelung mit sich bringt. Hierin liegt auch der Beitrag des Christentums zur abendländischen Geistes- und Kulturgeschichte. Im Blick auf die Sinndeutung des Menschseins von der im "neuen Adam" (Christus) präsenten Liebe her ist wichtig, daß Liebe hier als personale Beziehung zum Lebensanliegen des Mitmenschen erschlossen wird. Sünde im tieferen Sinn des Wortes ist nichts anderes als eine Verfehlung des Bildes, das in jedem Menschen angelegt ist.

Die Vorbehalte gegen eine aufs Leibliche reduzierte, pornographisch oder obszön vergötzte Sexualität werden dem Christentum oft als Leib- und Lustfeindlichkeit ausgelegt. Das christliche Menschenbild erscheint dann als lebensfeindlich oder mißgünstig (Fr. Nietzsche, T. Moser: Gottesvergiftung). In Wirklichkeit geht es nur um eine heilsame Depotenzierung von Mächten, deren Verselbständigung dem Menschen als Person abträglich sind. Der Mensch wird "ganzheitlich" gesehen, und das bedeutet zweierlei: erstens als leib-seelische Grundbeziehung, zweitens als Wesen vor Gott. Der Mensch wird nicht idealisiert im Christentum: Er ist kein autonomes Subjekt, sondern wird beherrscht von Mächten und Kräften, die ihm unter dem Etikett der Freiheit undurchschaute Unfreiheit vermitteln. Der Philosoph Hegel hat das Christentum als Religion der Freiheit begriffen. Freiheit gibt es aber nur da, wo die geistige Dimension des Menschen zum Bewußtsein des göttlichen Zieles der Schöpfung gelangt. Und d.h.: Freiheit gibt es nicht durch Verdrängung der geistigen Dimension von Personalität, nicht durch Flucht in Scheinwelten oder Ideologien.

(3) Freiheit, Sünde und Leid als Signaturen des christlichen Menschenbildes; zur Vision seiner Vollendung

Freiheit gibt es nur als Befreiung durch Gottes Gnade. In diesem Sinn erinnert der Titel der christlichen Anthropologie von O.H. Pesch an dieses Grundfaktum "Freisein aus Gnade". Freiheit ist kein Naturereignis, sondern Resultat personal zugeeigneter Gnade. Von sich aus ist der Mensch kein edler Ritter, sondern in seiner natürlichen Verfaßtheit ein elender Schweinehund. "Die Krone der Schöpfung, der Mensch, das Schwein" heißt es bei Gottfried Benn. Paulus zitiert Psalmverse (u.a. aus Ps 14 und 140), wenn er in Röm 3 schreibt: "Es gibt keinen, der gerecht ist, auch nicht Einen; keiner tut Gutes, auch nicht ein einziger; schnell sind sie dabei, Blut zu vergießen, ... und den Weg des Friedens kennen sie nicht." (Röm 3,10-17 vgl. Ps 14 u. Jes 59,8: *derech schalom lo jada'u*) Was ist der Mensch? Eine mordende, lügende und trügende Bestie. Nach Paulus ist der Mensch ein ruhmloses Tier, ein ruheloses Geschöpf, das erst in und durch Christus zu Frieden, Ehre und Harmonie mit sich kommt. Der natürliche Mensch ist nicht *heilig*. Auch gibt es nach christlicher Auffassung keinen von sich aus wirklich *gerechten* Menschen. Gerecht sind alle nur durch und in Christus, nicht von sich aus. Das ist der Kern jener entzauberten und ernüchternden Sicht des Menschen, wie sie das Christentum präsentiert: "Da ist keiner, der gerecht ist, kein einziger..." Das wirkt desillusionierend. Das Christentum stellt somit die denkbar schärfste Form der Religionskritik dar, sofern der Mensch als solcher sich nie selber vor Gott rechtfertigen und rühmen kann. Er ist ohne Glanz und Vollkommenheit, sein einzig Hab und Gut ist seine Hoffnung. Nicht *sich*, sondern nur *Gott* hat er für sich. In den letzten Worten des sterbenden Martin Luther gesprochen: "Wir sind Bettler, das ist wahr." Luthers Votum gilt nicht nur im Blick auf unser *Erkenntnisvermögen*, sondern auch im Blick auf unsere *Werke*: Rühmend sind sie nicht, eher verdeckte Signale unserer Unvollkommenheit, unserer Armseligkeit, unseres Elends. Die Sünde ist der Kernpunkt dieses Elends, das in der Leidverstrickung auch eine schicksalhafte, universale Dimension hat.

Demnach wäre also das Christentum die Religion des schlechten Gewissens, ein theologisch abgesegneter Minderwertigkeitskomplex? Keineswegs, denn das Elend hat "universale" Dimension, es transzendiert die individuelle Tatsünde. Der Philosoph Leibniz hat um 1700 vom *malum metaphysicum* gesprochen, vom metaphysischen Übel, das die relative Güte und Vollkommenheit der Welt nicht in Frage stelle. An jenem metaphysischen Übel der Kontingenz und Endlichkeit der Welt haben gerade wir Menschen teil, weil wir die Kontingenz und Endlichkeit zwar *erkennen*, aber nicht *aufheben* können. Das metaphysische Übel, welthaft-kontingent und eben nicht göttlich-absolut zu sein, entschärft sich nicht im Menschen, sondern im Gegenteil, es verschärft sich zur ungelösten Frage.

Fazit: Weil Gott diese Welt gewollt hat, gibt es sie, und weil Gott die Liebe ist, gibt es Christus. In diesem Sinn ist auch der Mensch "ewig gewollt", kein Lapsus der Evolution, kein Zigeuner am Rande des Universums, sondern ewiges Ziel eines unaufhebbaren göttlichen Ja. Aber das Leid bleibt eine offene Frage, die nicht beantwortet ist durch den Hinweis, daß es Signatur welthaft begrenzter Existenz ist und bleibt. Leid und Sünde, mithin das Elend der Welt insgesamt, liegen tiefer, als man denkt. Unser Denken kommt hier gleichsam immer schon zu spät. Vor dem Leid können wir uns nicht retten, auch nicht in die Reflexion. Das Leid wird auch dadurch nicht entschärft, daß es mit Christus zusammengedacht Sinn hat als Ausdruck einer vollkommenen Selbsthingabe, die nicht das Ihre sucht (1 Kor 13; Phil 2). Diese Antwort bleibt schmerzvoll, denn wir alle sind der Vision einer leidfreien und leiderhabenen Liebe verhaftet, eines Geliebtwerdens, das sich nicht durch die Negativität von Leid, Sterben und Tod hindurch abmühen muß. Mit seinem Leid ist im Christentum der Mensch keineswegs allein, aber solange er am Leben ist, bleibt es ihm offene Frage. Wichtig ist an der christlichen Sicht des Leides, daß es seine Spitze darin hat, Konsequenz menschlicher Selbstbezogenheit zu sein. Leiden muß und Leiden schafft gerade der

Mensch, der sein endliches Menschsein nicht annimmt, der alles haben will, der treuer Diener seiner Bedürfnisse, Wünsche und Allmachtsphantasien ist. Daß Leiden fundamental mit Triebhaftung und struktureller Gebundenheit des Willens zu tun hat, ist ein Aspekt, der das christliche Menschenbild ganz grundlegend mit dem buddhistischen verbindet (vgl. hierzu z.B. den ceylonesischen Theologen Anthony Fernando, der gerade darin die "inner affinity" zwischen christlicher und buddhistischer Sicht des Menschen festmacht). Glück und Lebenserfüllung gibt es demnach nicht durch blindes Drauflosleben, sondern durch Reflexion auf die Faktoren, die unser Wollen und Denken im Innersten bestimmen. Begrifflich diskursives Denken kann das Leid nicht beheben, während ihm eher die Versenkung in die Bestimmungsgründe von Leid nahekommt. Daß die Welt *ist* und nicht *nicht* ist, gründet in Gottes Wesen als Liebe; und diese Liebe schließt das Leiden nicht aus, sondern ein; der Weg des "neuen Adam" versteht sich als Weg einer Liebe, die um ihrer Selbsthingabe willen leidet. Etwas kompakter und bekannter formuliert: "Gott hat die Welt so sehr geliebt, daß er seinen einzigen Sohn hingab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht zugrunde geht, sondern das ewige Leben hat." (Joh 3,16)

Das christliche Menschenbild zielt demnach auf die ewige Gültigkeit des menschlichen Lebens, wobei der neue Adam zum ewigen Gegenüber und Grund eigener Vollendung wird, nicht aber zum Ersatz für jeden Einzelnen. Weil der Einzelne in seiner Besonderheit vor Gott zählt, geht es darum, daß sein Leben gelingt. Denn im christlichen Menschenbild zählt gerade *der* oder *die Einzelne*. Davon zeugen vor allem die bei Lukas überlieferten Gleichnisse Jesu (Lk 15).

Auf paradoxe Weise gelingendes Leben wird in Geschick und Wirken Jesu Christi vor Augen gestellt, aber dem Einzelnen insofern nicht abgenommen, als die Lebensaufgabe darin besteht, sich das Christusbild so anzueignen, daß es zum Kriterium des eignen Lebens und Denkens wird. Insofern ist das Christentum durchaus eine *anspruchsvolle* Religion: Es verkündet keine automatisch wirksame, billige Gnade, denn es geht um die Aneignung der Christuswirklichkeit. Christus ist auch nicht bloß irdisches Vorbild, ein besonders guter Mensch, dem wir nacheifern sollen. (Christus ist nicht die Vision eines neuen Menschen, der wir nachjagen sollen; sondern durch die Taufe tragen wir sie immer schon an uns.) Das christliche Menschenbild ist dergestalt, daß es aus dem Geist größtmöglicher Freiheit geboren ist, und selber aus der Freiheit von Gesetz, Sünde und Tod die Kraft gewinnt, irdische Widerwärtigkeit und Entbehrung zu ertragen. Aber das Christentum ist unbequem, macht es dem Menschen nicht leicht, weil es die Strategie seiner Selbstverwirklichung und das Projekt seiner Selbstliebe zunächst einmal *durchbricht*, gerade wo sie sich auf das Geschlechtliche, Rassische oder Nationalkollektive versteigt. Aber dieses Zerschneiden der natürlichen Selbstliebe zielt nur darauf ab, uns den Blick für die Liebe zu eröffnen, die uns mit Gott selber verbindet und somit aller Vorläufigkeit enthebt.

(4) Der Mensch - "Krone der Schöpfung" im Sinne des Christentums?

Ist der Mensch Ziel und Krone der Schöpfung? Von Psalm 8 her legt es sich nahe, den Menschen so zu verstehen: "Du hast ihn wenig niedriger gemacht als Gott, gekrönt mit Ehre und Herrlichkeit" (Ps 8,6). Der Begriff *Krone* ist zwiespältig. Er beinhaltet, daß die ganze Schöpfung hingeordnet ist auf den Menschen als Dreh- und Angelpunkt des Kosmos. Alles dreht sich dann letztlich um den Menschen und zielt auf ihn. Gerade die Gottesreden an Hiob versuchen jedoch, diese Zentralstellung des Menschen *in Frage* zu stellen. Die besondere Freiheit und Würde des Menschen bedeuten nach christlicher Auffassung, daß er eine besondere Verantwortung hat, aber nicht, daß sich alles um ihn dreht. In Hiob 38,4f heißt es: "Wo warst Du, als ich die Erde gegründet? Sag es denn, wenn du Bescheid weißt. Wer setzte ihre Maße? Weißt du es? Wer hat die Meßschnur über ihr gespannt?" Hiob wird auf Gottes Allmacht und Allwissenheit verwiesen: Er ist nicht Gott, durchschaut und kennt also weder Gott noch die Schöpfung in ihrer Totalität. Diese transzendiert

menschliche Zwecksetzung, relativiert sie, bindet sie ein in einen Plan, dessen Weisheit der Mensch nicht fassen kann. Das verstehe, wer kann, aber nicht der Mensch.

Der Mensch ist also nicht die Krone der Schöpfung, da sich kein menschlich nachvollziehbarer Plan des Ganzen so rekonstruieren läßt, in dem der Mensch als Krönung herauskäme. Die Frage ist nun überhaupt, ob die Schöpfung *in einem Geschöpf* zur Vollendung kommt. Der evangelische Theologe Jürgen Moltmann hat demgegenüber die These aufgestellt, daß die Vollendung der Schöpfung nicht in einem besonderen Werk liege, sondern in der *Ruhe Gottes von allen seinen Werken*. Alles zielt demnach auf den göttlichen, ewigen Sabbat, den 7.Tag, den Tag der Ruhe. Hier ist der Mensch depotenziert in seiner Spitzenstellung, indem der Sabbat als eigentliche Vollendung präsentiert wird. Tatsächlich gibt es so etwas wie eine heilsame Selbstzurücknahme der unheilvollen anthropozentrischen Weltsicht, für die gerade das Christentum mit verantwortlich gewesen ist (vgl. C. Amery, Die gnadenlosen Folgen des Christentums, 1972). Moltmann denkt in dieser Richtung.

Daß der Mensch nicht mehr als Krone der Schöpfung gelten kann, hat vor allem zwei Gründe, einen wissenschaftshistorischen und einen geschichtsphilosophischen: *Erstens* haben wir die zweckstrukturierte, teleologische Sicht des Kosmos weithin verloren: die Welt im ganzen ist immens groß, zwar endlich, aber unbegrenzt, ohne eine spezifische Mitte. Damit rückt der Mensch samt der Erde aus dem Zentrum. Giordano Bruno hat den Gedanken der Unendlichkeit im Anschluß an Cusanus so ausgelegt, daß ein nichtzentriertes, unendliches Universum seine Mitte jenseits seiner selbst, d.h. in Gott haben muß. Kein Fixstern kann die Mitte eines *unendlichen* Ganzen ausdrücken, sondern dessen Mitt-losigkeit verweist auf ein Unendliches *jenseits* seiner. Der Grund des Universums kann demnach nicht in ihm selber liegen, in der unendlichen Vielheit von Fixsternen, sondern nur in dem Einen jenseits des Vielen, d.h. in Gott selber. Daß G. Bruno hier die Kirchenfürsten seiner Zeit geistig etwas überfordert und überreizt hat, zeigt sich besonders daran, daß man ihn vorsichtshalber verbrannt hat, im Februar 1600. Brunos Entdeckung der Vielzahl von Sonnensystemen vollendete die kopernikanische Wende, durch die der Mensch samt seiner Welt aus dem Zentrum des Universums vertrieben wurde. Sigmund Freud sprach von den drei Demütigungen der Menschheit, den drei Kränkungen des menschlichen Selbstbewußtseins: *Erstens* durch Kopernikus das Bewußtsein, nicht im Zentrum des Alls zu stehen, *zweitens* durch Darwin die Erkenntnis, von affenartigen Wesen abzustammen, und *drittens* durch Freud selber die Einsicht, im unauflöselichen Gegenspiel von Triebleben und Überich nicht mehr über ein *autonomes Ich* zu verfügen, das Herr ist im eignen Haus. Nun kann man streiten, ob diese drei Entdeckungen der abendländischen Geistesgeschichte (Kopernikus, Darwin, Freud) wirklich eine Infragestellung des christlichen Menschenbildes bedeuten müssen. Zweifellos führten sie jedoch dazu, daß christliche Theologie heute nicht mehr unbefangen vom Menschen als *Krone* der Schöpfung reden kann.

Der *andere* Hintergrund, warum das nicht mehr geschieht, ist durch die inhumane Geschichte des Menschen im 20. Jahrhundert bezeichnet. Die Bereitschaft zum industrialisierten, skrupellosen Massenmord, technisch und bürokratisch perfektioniert, verbindet sich vor allem mit der Shoa, dem Holocaust. *Entgegen* der christlichen Vorstellung von der Würde des Menschen wurde hier die Rasse zum Hauptmotiv kollektiver Stigmatisierung. Der massenhafte Judenmord hat primär die *deutsche* Geschichte mit Schuld und Scham belastet, aber auch darüberhinaus die Frage aufgeworfen, wie *der Mensch* Seinesgleichen Derartiges antun kann - in einem Anflug von Wahn, aber durchaus nicht von Sinnen oder planlos. Auschwitz ist somit eine offene Frage, ewiges Stigma für die Menschheit im ganzen. Noch einmal die Worte G. Benns hierzu: "Die Krone der Schöpfung, der Mensch, das Schwein".

Allerdings ist mit diesen Einsichten das christliche Bild vom Menschen eher bestätigt als widerlegt: Es geht ganz illusionslos und realistisch davon aus, daß der gottlose Mensch zu allem fähig ist, weil ihn eben nur die Bindung an Gott vor Wahn, Terror und Raserei schützen kann. Die wahnhaftige Übersteigerung des Menschenmöglichen führt konsequent zu einer Verzweiflung am Menschsein.

Das Christentum hat diese Verzweiflung niemals gelehnet. Die Freiheit des Menschen ist ja auch dann nicht aufgehoben, wenn sie umfassend verfehlt wird. Sie bildet dennoch den Kern der menschlichen Würde, aber einer Würde, die zutiefst ambivalent ist. Würde und Abgründigkeit wohnen im Menschen Tür an Tür. Dies berührt sich mit dem berühmten Satz aus der Antigone des Sophokles, wo es heißt: "Ungeheuer (*deinon*) ist viel, doch nichts ungeheurer als der Mensch."

(5) Der Mensch als Wesen der Freiheit

Das christliche Bild vom Menschen hat auch eine diagnostische Funktion, indem es dem Menschen den Spiegel vorhält, Oberflächlichkeit, Dummheit, Kälte und Ichsucht brandmarkt. Es wirkt desillusionierend in einer Welt, die weithin auf Illusionen baut und im geschäftigen Fortschrittsglauben fanatisch alles Mögliche kultiviert. Demgegenüber erinnert das Christentum an die Würde des Menschen, deren Unverfügbarkeit, seine personalen Werte, die sich nicht aufopfern lassen auf dem Altar von Wirtschaft, Globalisierung und technischem Fortschritt. Christlich darf und soll sich der Mensch damit begnügen, Mensch zu sein. Auch wo er äußeren Strukturen dient, ist seine personale Würde zu achten. Die Frage "Wer dient wem weshalb und wozu?" hat das Christentum immer schon interessiert. Wenn heute Maschinen, technische und elektronische Apparaturen andauernd bedient werden müssen, dann ist die Frage nach Herrschaft und Knechtschaft verbal ("be-dienen") schon eindeutig beantwortet. Paulus sagt zu den Galatern: "Ihr seid zur Freiheit befreit. Laßt euch von nichts gefangennehmen!" (Gal 5) Diese Freiheit muß sich konkretisieren auch in ganz spezifischen *Freiräumen*. Der Mensch braucht Freiräume, für sich und seine Familie, er braucht Feiertage, die Unverletzlichkeit des Sonntags, um somit sein Leben einer heilsamen Struktur unterzuordnen, in der sich Gottes schöpferisches Wirken wie auch sein Ruhem wiederholt. *Abstand* gewinnen zu können ist mit einer Signatur christlicher Freiheit. Paulus schreibt im 1. Korintherbrief, daß wir die Dinge dieser Welt haben sollten, als hätten wir sie nicht (das "hosi-ontische" Weltverhältnis des Christenmenschen, 1 Kor 7,29-31). Der Mensch, der sich so verhält, ist frei. Er verhält sich relativ zum Relativen, und gibt damit Gott die Ehre.

Seine Würde als Mensch besteht ja nicht zuletzt darin, daß er Gott die Ehre geben kann. So hat etwa der österreichische Komponist Anton Bruckner seine Symphonien unterschrieben mit dem Satz: *Omnia ad maiorem dei gloriam*. Alles dient der Ehre Gottes. Daß unser menschliches Werk trotz seiner Grenzen nicht banal oder glanzlos sein muß, zeigen gerade die musikalischen Werke Bruckners auf eindrucksvolle Weise. Die Majestät der Schöpfung im Medium von Kunst und Sprache einzufangen, ist das Höchste, was der Mensch zustande bringen kann. Wenn er auf diese Weise Gottes Majestät zur Sprache bringt im Geheimnis seiner Schöpfung, dann nicht, um sich darin selbst groß zu machen. (Die Kunst im 20. Jahrhundert leidet weniger daran, das Wesen des Schönen verfehlt zu haben, als vielmehr daran, extrapolierte Subjektivität mit Kunst zu verwechseln.) Die besondere Würde des Menschen kommt gerade darin zum Ausdruck, daß er nicht versucht, sich selbst zu glorifizieren, sondern Gott die Ehre zu geben. *Omnia ad majorem dei gloriam*.

Natürlich besteht die eigentliche Würde des Menschen auch gar nicht in seinem *Werk*, also dem, was *von ihm* vollbracht wird, sondern in seiner *Bedeutung*, die er vor Gott hat, d.h. in dem, was *an ihm* geschieht. Vor allem der Apostel Paulus betont das: In und an sich ist der Mensch ein elendes, verlorenes Wesen; von Gott her in Christus und durch ihn hat er jedoch eine ewige Bedeutung für Gott selber - und darin besteht im Kern seine Würde. Heute bekennen Katholiken und Protestanten beide nicht nur den *Vorrang der Gnade*, sondern auch die Bedeutung Christi für das Heilwerden des Menschen (vgl. *Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre*, Genf/Rom 1997). Damit konzentrieren sich beide, Katholiken wie Protestanten, heute stärker denn je in ihrem Menschenbild auf den Gedanken, daß allein in Jesus Christus die vollendete Wirklichkeit des Bildes Gottes präsent ist.

(6) Gottebenbild und Sünder

In der Pastoralkonstitution des II. Vaticanums *Gaudium et Spes* (1965) wird ab § 12 das christliche Menschenbild erläutert, und zwar wie ich meine, durchaus in ökumenischer Weite und Tiefe. Im Blick auf die Gretchenfrage, *quid est autem homo*, wird zunächst auf die Vielfalt, Widersprüchlichkeit und Schwierigkeit möglicher Antworten hingewiesen. Darin zeigt sich, daß der Mensch sich selbst ein Rätsel ist. Die Zwiespältigkeit wird thematisiert im Artikel *De peccato*, über die Sünde. Gegen jede Selbstglorifizierung, Selbstverabsolutierung und Selbstüberhebung wird somit sogleich auf die Gebrochenheit, Zwiespältigkeit und Labilität menschlicher Existenz verwiesen. Die Sünde hebt zwar die Gottebenbildlichkeit nicht auf, zeigt aber die in der Freiheit liegende Möglichkeit der Verstellung und Verblendung des fundamentalen Verhältnisses zu Gott. Ich zitiere (§ 13, DH 4314): "So ist der Mensch in sich selbst zwiespältig. Deshalb stellt sich das ganze menschliche Leben, das einzelne wie das kollektive, als ein Kampf dar, und zwar als ein dramatischer zwischen Gut und Böse, zwischen Licht und Finsternis. Ja, der Mensch findet sich unfähig, durch sich selbst (*per seipsum*) die Anfechtungen wirksam abzuwehren, so daß sich jeder wie durch Ketten gefesselt fühlt." Auf diese Weise beschreibt *Gaudium et Spes* die desperate Lage des Menschen, der auf sich selbst fixiert bleibt, seine Knechtschaft in der Sünde. Deren tiefster Ausdruck ist die Unfreiheit des Willens bzw. dessen Unfähigkeit, unser Handeln hin zum Guten zu bestimmen. So schreibt der Apostel Paulus (vgl § 10 der Konstitution), daß er oft das tue, was er nicht will, und das nicht tut, was er will (Röm 7,14-25). Diesen Sachverhalt bezeichnet die Konstitution treffend als Zwiespältigkeit (*divisio*) des Menschen, und sie verweist wohl ganz zurecht darauf, daß äußere Konflikte letztlich in dieser inneren Zerrissenheit gründen.

Von der Würde des Menschen kann demnach nur so die Rede sein, daß die Sonderstellung des Menschen im Blick auf sein *bewußtes Selbst- und Weltverhältnis* herausgestellt wird. Dies geschieht in *Gaudium et Spes*, indem dort die Zentralstellung des *Gewissens* herausgearbeitet wird (§ 16). Das christliche Menschenbild kulminiert demnach nicht in der Zuschreibung besonderer Dignität, sondern besonderer Verantwortung. Dies wird durch den Begriff des Gewissens verdeutlicht. Im Gewissen (lat. *conscientia*) hat der Mensch ein tieferes Bewußtsein von sich selbst, seinem Leben, seiner Geschichte, seiner Zukunft, seiner Verantwortung, seiner spezifisch gerade ihm zukommenden Lebensaufgabe. In diesem Sinn verbindet sich "Würde" vorrangig mit "Gewissen".

Halten wir einen Moment inne: Nach diesem wichtigen Text des II. Vaticanums ist im Blick auf das christliche Menschenbild auf drei Aspekte hinzuweisen: *Erstens* den erkenntnistheoretischen, der explizit auf Gottes Offenbarung als Quelle christlichen Wissens über den Menschen verweist, *zweitens* auf den fundamental theologischen, daß der Mensch "nach" (ad) Gottes Bild erschaffen ist, worin seine Freiheit und Würde gründet, sowie *drittens* den Aspekt der Sünde, wonach der Mensch in seiner natürlichen Verfaßtheit sich aus eigener Kraft nicht in rechter Weise zu seiner Bestimmung erheben kann, sondern in sich zerrissen und zwiespältig bleibt, auch was die Konsistenz und Kraft seines Willens betrifft.

Sünde hat demnach etwas damit zu tun, daß Menschsein verfehlt wird, ohne daß sich die trügerische Dimension der Selbstentstellung des Menschen als wirkliche Bosheit dechiffrieren muß. Natürlich gibt es auch Bosheit, die sich zu sich bekennt, meist verbunden mit falschem Heroismus oder religiösem Fanatismus. Oft aber ist die Bosheit auch ganz unkenntlich; so hat der evangelische Theologe Dietrich Bonhoeffer von der "Maskerade des Bösen" gesprochen: Wir durchschauen es nicht, oder oft erst, wenn es zu spät ist, und wir sehen in ihm einen Wink höherer Fügung; dies ändert nichts daran, daß das Böse in seiner kollektiven oder bürokratisch organisierten Form durch Trivialität gekennzeichnet sein kann. In diesem Sinn hat Hannah Arendt im Anschluß an Avner Less die Formel von der "Banalität des Bösen" geprägt; der Fall Adolf Eichmann in Jerusalem war ein Paradigma für peniblen Gewissensgehorsam, übrigens unter Berufung auch auf I. Kant, und

verbunden mit peniblem bürokratischem Durchführungseifer: Das Böse - der Mord - wird erledigt, zwar mit bestem Gewissen, weil ja angeblich dadurch nur das Böse - der Jude - erledigt wird. Im christlichen Menschenbild ist dieses Böse durchaus als Möglichkeit präsent, und zwar als innere und eigene (nie bloß strukturelle) Möglichkeit, aber immer nur *als Verzweigung am wahren Menschsein*, wie es in Christus präsent ist.

(7) Gibt es trotz Elend und Selbstgefährdung eine "Würde" des Menschen?

Die Pastoralkonstitution von 1965 zeigt den Menschen in seiner fundamentalen Labilität und Fragilität, ohne ihn deshalb zu entschuldigen und ohne ihn deshalb seiner Würde zu berauben. Nun ist *Würde* ein anthropologischer Zentralbegriff, wenngleich z.B. auch ein Löwe innerhalb des Tierreichs ein würdevolles, stattliches, respekteinflößendes Wesen sein kann (jedenfalls in freier Natur, hinter Gitterstäben wohl eher nicht). Nach gewissen menschlichen Maßstäben und Tugendidealen kann auf seine Weise auch ein Mensch würdevoll sein, der sich in aussichtsloser Lage sich das Leben nimmt. Würdevoll kann entsprechend auch ein Kämpfer sein, der den Tod nicht achtet. Würdevoll ist in gewisser Weise auch der Übermensch Nietzsches, den Zarathustra verkündet. Hier zeigt sich, daß der Gedanke der Würde offenbar nicht notwendig an den Gedanken christlicher Personalität gebunden ist, im Gegenteil: Oft lebt jener Würdegedanke von einer Rebellion und Abgrenzung gegen das christliche Bild menschlicher Würde. Nicht selten ist es dann eine heroische, einsame, abstrakte Würde, die herauskommt.

Der christliche Gedanke der Würde des Menschen hängt paradoxerweise an einer Freiheit, die in der Lage ist, Menschsein verkehrt zu würdigen. Freiheit bedeutet, auch anders zu können. Könnte menschliche Freiheit immer nur das Gute wollen, wäre der Mensch Marionette; und Marionetten haben keine Würde. Die Würde hängt also gerade an der Tiefendimension der menschlichen Freiheit, ein - mit Nietzsche gesprochen - nicht-festgestelltes Tier (Wesen) zu sein. Die Offenheit des Weltbezuges ("Weltoffenheit") ist wesentliches Moment der besonderen Stellung des Menschen als Gottebenbild (ein Gedanke, den der evang. Theologe W. Pannenberg zum Ausgangspunkt seiner anthropologischen Überlegungen gemacht hat, bei denen es darum geht, das humanwissenschaftliche Selbstverständnis des modernen Menschen in einen Dialog mit theologischer Deutung von Welt und Mensch zu bringen).

(Exkurs zu 7) Die Vieldeutigkeit von Würde und ihr Verhältnis zum Menschenrecht

Wir sagten, daß sich der Mensch aufgrund seiner Freiheit im christlichen Sinn als Ebenbild Gottes erweist. Aufgrund dieser Stellung in der Welt, zu sich, Seinesgleichen und der ihn umfassenden Geschichte, hat der Mensch eine besondere Würde. Wir sagten ferner, daß der Begriff der Würde vielschichtig ist und nicht ohne weiteres in den christlichen Bereich der Deutung menschlicher Personalität führt. Man kann Würde auch ohne Gott haben. Das Schillernde des Würdebegriffs ist insofern ganz interessant, als die Unantastbarkeit der Würde auch zum Dreh- und Angelpunkt der modernen Menschenrechtsidee geworden ist. Man könnte sagen: Ohne Menschenwürde kein Menschenrecht. Ohne einen Träger von nicht extern zugesprochenen, sondern von sich aus ihm zukommenden Grundrechten wären diese nichts, eine bloße Fiktion.

Allerdings stellt sich die Frage, inwieweit die moderne Menschenrechtsidee durch das christliche Menschenbild motiviert, abgedeckt und autorisiert ist. Die katholische Kirche hat im Lauf der letzten gut hundert Jahre hier eine markante Kehrtwende hin zu einer weitgehenden Bejahung der Menschenrechtsidee entwickelt. Offenbar bestand zunächst eine Reserve, die in der Natur und Geschichte der Menschenrechte selber gründet. Auch im Blick auf den Begriff der Menschenwürde besteht eine Unklarheit, was den Grund dieser Würde, ihren Charakter und ihre weltimmanente Einklagbarkeit angeht. Freilich ist die Würde des Menschen ganz ohne Zweifel und Vorbehalt ein

schutzwürdiges Gut; aber *unantastbar* ist sie *de facto* durchaus *nicht*. Man könnte weitergehen und sagen, die Würde ist gar nichts, was der Mensch *hat*, weil sie nur durch das Verhältnis Gottes zu ihm begründet ist und dieses Verhältnis wiederum nicht objektivierbar ist in Richtung auf einen verfügbaren Besitz, der als "Würde" einklagbar wäre. Die erste Schwierigkeit besteht also darin, daß die Würde nicht ins Subjekt als dessen Besitz verlegt werden kann. Die zweite Schwierigkeit besteht darin, daß die Würde nur im Kontext ihrer permanenten und konsequenten Verstellung präsent ist, d.h. im Kontext von Sünde. Erst durch die Taufe im Glauben und durch die Beziehung auf Christus wird der Mensch in seiner Würde wiederhergestellt, d.h. er kann Würde nur haben im Blick auf die Gemeinschaft mit Gott, die allein durch Christus konstituiert ist. Nun ist aber die größte Vorsicht geboten: Menschenwürde kann nicht nur den Menschen zukommen, die als Christen an Christus als Heiland und Vollender menschlicher Existenz glauben. Der Witz der Menschenwürde soll und muß ja sein, daß sie dem Menschen schon vorweg zukommt, unabhängig von seinem konkreten Glauben oder Unglauben. Damit ist die Aporie gegeben, daß eine im Vollsinn nur dem gläubigen Christen zukommende Würde *zugleich* als *Allgemeingut* des Menschen schlechthin proklamiert werden müßte.

Diese Spannung ist m.E. nicht befriedigend lösbar. Hinzu kommen Spannungen des christlichen Menschenbildes zu konkreten Aussagen der Menschenrechtskataloge, z.B. zum Recht auf Glück oder Glücksstreben (*pursuit of happiness*), oder - nicht minder schwierig - zum Recht auf individuelle Selbstentfaltung (in ungeklärter Relation zum übergeordneten Gemeinwohl). Diese Pralinen menschlichen Daseins sind im Preis des christlichen Glaubens nicht ohne weiteres eingeschlossen.

Fazit: Es bleiben Bedenken, die vor allem in der emanzipatorischen Begründungstendenz der Menschenrechtsidee liegen, aber auch in der Nichtjustiziabilität von Gütern, die letztlich nur als Heilsgüter angemessen verstanden werden können. Die Idee des Glücklicherwerdens ist im Plan der Schöpfung nicht enthalten (Schopenhauer, Freud), oder jedenfalls nur so, daß ihre vollständige Realisierung noch aussteht. Demnach kann der Mensch als Sünder kein "Recht" auf Selbstverwirklichung geltend machen, so sehr das Christentum das Projekt personaler Selbstentfaltung bejaht. Im Blick auf die These einer "unantastbaren" Würde sind drei Bedenken andeutungsweise noch einmal in Erinnerung zu rufen: 1. Würde hat der Mensch nicht an, in und für sich, sondern nur in Relation zu Gott, von ihm her. 2. Unantastbar ist diese Würde nur ideell, sofern durch Elend und Sünde ihre fundamentale Deformation immer schon vorauszusetzen ist, und zwar durchaus im Horizont der Binnenstruktur des Menschen (Angst, Zwiespältigkeit, Selbstzentriertheit und Begierde). 3. Die Würde impliziert kein einklagbares Recht, zumal aus ihr unmittelbar kein *Anspruch* welthafter Natur abgeleitet werden kann; eher schon ließen sich *Pflichten* fundamentaler Art ableiten, da Würde sich mit Gewissen, und Gewissen sich mit Verantwortlichkeit verbindet; jedoch sind auch Pflichten allgemeinverbindlicher Natur nicht aus der Würde begründbar, da nur *Grundhaltungen* der christlichen Sicht menschlicher Würde entsprechen. In diesem Sinn ist Immanuel Kants moralphilosophische Einsicht als Konsequenz und Implikat des christlichen Menschenbildes zu bejahen, daß der Mensch niemals bloß als Mittel zum Zweck, sondern "stets zugleich als *Zweck an sich selbst*" betrachtet werden muß. Daß er als rational-autonomes Wesen seine Teleologie in sich selber trägt (vor und jenseits aller möglichen "Verwertbarkeit"), liegt in seiner Würde, die zwar durchaus nicht von seiner Achtung vor dem Sittengesetz abstrahierbar, aber niemals in dieses hinein auflösbar ist. Jene Achtung begründet nach Kant die *Würde* des Menschen (nicht seine *Heiligkeit*, denn nur das Sittengesetz selber ist heilig). In der *Metaphysik der Sitten* (1797, Teil II, § 38) schreibt Kant: "Die Menschheit selbst ist [!] eine Würde; denn der Mensch kann von keinem Menschen ... bloß als Mittel, sondern muß jederzeit zugleich als Zweck gebraucht werden, und darin besteht eben seine Würde..." Daraus folgt für Kant die Pflicht, sich selbst und andere in seinem bzw. ihrem Menschsein *anzuerkennen*. Negativer Grenzbegriff von Menschenwürde ist hier die *Menschenverachtung*. In diesem rudimentären und

notwendig allgemein bleibenden Sinn ist der christliche Gedanke der Menschenwürde durchaus legitim ethisch "verwertbar", nicht aber in der Konkretion eines allgemein gültigen Kataloges von Menschenrechten. Diese begrenzte Verwertbarkeit liegt am Wesen von Würde selbst, weil sie nur auf ganz paradoxe Weise einen "Wert" darstellt, nämlich ohne Wertzuschreibung, die den Menschen als wertsetzendes Subjekt ja immer schon voraussetzt. Würde ist demnach ein "unverkäufliches Gut", ein *transzendentes Datum* (wie auch *Freiheit* und *Autonomie*), das sich jeder Umsetzungslogik schon von Ferne entzieht.

(8) Personale Würde, Selbstverwirklichung und Identitätsproblematik

Das christliche Menschenbild bejaht die unverfügbare Personalität, es verbürgt den Wert der Individualität, also der Besonderheit des einzelnen Menschenlebens in seiner spezifischen Identität. Man wird also sagen können und müssen, daß Christsein durchaus etwas mit *Selbstverwirklichung* zu tun hat. Die von Papst Johannes Paul II. beklagte "Kultur des Todes" hat mit einer *fehlgeleiteten* Auslegung des Selbstverwirklichungsgedankens zu tun. Im positiven Sinn geht es hier um die Verwirklichung einer ewig bedeutsamen, einmaligen Identität. Auf der Suche nach der eignen Identität zu sein, ist nichts Schlechtes, auch wenn dieser Weg oft durch viele Neben- und Umwege läuft, manchmal auch Sackgassen. "Gott schreibt gerade auch auf krummen Zeilen". Die Identität des Menschen ist nichts Festgelegtes, Festgeschriebenes. Sie ergibt sich, entwickelt sich, bildet sich heraus in einem komplizierten Prozeß, innerhalb dessen das Subjekt auf der Suche nach sich selbst ist. Noch einmal sei's gesagt: Diese Suche ist weder verwerflich noch von sich aus gefährlich, sondern Indiz einer Wachheit für die eigene Lebensaufgabe. Gerade weil das Christentum das Leben als einmalig ansieht und die Person an der Individualität festmacht, bejaht es die Suche nach Sinn und Selbstverwirklichung.

Im 20. Jahrhundert ist die Welt dem Menschen ein übergroßes Gehäuse geworden. Die Heimatgefühle ursprünglicher Weltgeborgenheit sind der Erfahrung von Undurchsichtigkeit und Fremdheit gewichen - man denke etwa an Texte von G. Trakl oder Fr. Kafka. Christlich liegt die Pointe jener existenzialistischen Erfahrung von Fremdheit darin, daß darin der Mensch nur seine Entfremdung von Grund und Ziel seines Daseins widerspiegelt. Moderne Dichtung gibt wieder, wie sehr sich der Mensch in seiner eigenen Existenz undurchsichtig und rätselhaft geworden ist.

(9) Würde und Grenze der Welterkenntnis

In seiner Disputation über den Menschen (*De homine*) konnte Luther 1536 die Vernunft als etwas "gleichsam Göttliches" (*divinum quiddam*) bezeichnen. Die Würde des Menschen zeichnet sich in seiner Vernunft und in vernünftiger Welterschließung aus. Dennoch ist die Vernunft von sich aus blind, wo es um die Frage nach Herkunft und Bestimmung menschlicher Existenz geht. Gerade auch im Blick auf die je eigene Lebensgeschichte gilt, daß der Mensch sie nicht rational zu durchdringen vermag; auch die Welt im ganzen bleibt ihm undurchsichtig. Paulus sagt in 1 Kor 13,12: "Jetzt noch erkenne ich unvollkommen, dann aber durch und durch". Rätselhafte Spiegelbilder beeinträchtigen auch die menschliche Selbsterschließung - Phantasmagorien. Christliche Auffassung des Menschen wird diese eschatologische Spannung zu berücksichtigen haben: Sie besagt nicht nur eine Unfertigkeit unsererseits, wirklich Gott entsprechende Menschen zu sein, und so Glaube, Liebe, Hoffnung angemessen zu verwirklichen; sondern sie besagt auch: Es bleibt in unserer Welterkenntnis etwas Vorläufiges. In diesem Sinn hat auf dem Hintergrund neuplatonischer Gotteserkenntnis Nikolaus von Kues betont, daß all unsere Erkenntnis *konjekturalen* Charakter hat und nach Maßgabe eines bloßen Vermutungswissens Gottes Unbegreiflichkeit unauflösbar ist, so daß als höchster Ausdruck menschlicher Erkenntnis die *docta ignorantia* zu stehen kommen muß: gelehrte Unwissenheit.

Kommen wir denn im Blick auf unsere Erkenntnis *des Menschen* über diese *docta ignorantia* hinaus? Der Mensch selber ist in die begrenzte Schematik unserer Welterkenntnis eingezeichnet. Der Mensch ist ein Bild des nicht nur unsichtbaren, sondern auch unbegreiflichen Gottes. Alle bestimmten Prädikate verdecken die Unfaßbarkeit seines Wesens. Es ist zu fragen, inwieweit das nicht auch vom Menschen gelten kann und muß: Er ist weiß Gott kein unbeschriebenes Blatt mehr, aber dennoch kein *definiendum*, vermutlich auch deshalb, weil die Eigentümlichkeit seiner Freiheit sich dem Zugriff unserer Definitionen entzieht.

"Gott ist größer als unser Herz" heißt es in 1 Joh 3,20. Und der Mensch? Christus als Bild des unsichtbaren Gottes, er läßt sich nicht abbilden. Sein Bild verflüchtigt sich. Gegenüber dem alten Adam scheint der neue etwas Unwirkliches zu haben. Diese Unwirklichkeit faßt Pilatus in den Blick, wenn er den geschundenen, ausgepeitschten und gequälten Jesus als vermeintlichen König vorführen läßt: *Ecce homo!* Seht welch ein Mensch (Joh 19,5). So wird Jesus vorgeführt, entstellt in seiner Würde. So kann er doch nicht aussehen, der Messias, der neue König Israels! Pilatus zeigt, ohne selber zu sehen; so wie er denn auch fragt: Was ist Wahrheit? ohne im mindesten an der Wahrheit interessiert zu sein (Joh 18,38). Aber in der Vorführung wird Jesu Wesen konkret. Es verdichtet sich zur Würde dessen, der als leidender Knecht Israels zum Zeugen Gottes für die Wahrheit wird, die der Mensch selber ist: Jesus von Nazareth als Zeuge der Würde des Menschen, der gerade in der selbstlosen Hingabe an Seinesgleichen Gottes Liebe zum Menschen zum Ausdruck bringt, am Kreuz.

Wo ist die Würde des Menschen, wenn einer schreiend stirbt und Gott anspricht als fernen Gott, der ihn verlassen hat (Mk 15,34)? Wo ist Gott, wenn nicht am Kreuz? Jesus vergibt seinen Peinigern, er fragt nicht nach der Schuldgeschichte, sondern verweist auf die Bedeutung des Geschehens, als zukunftsstiftende Offenbarung Gottes an den Menschen. "*Ecce homo!*" heißt am Ende: Schaut nicht auf die Menge, schaut nicht auf die Mächtigen, sondern schaut auf ihn, das Bild des Gekreuzigten, in dem der Mensch der Liebe Gottes als Grund seines Seinkönnens ansichtig wird. Das *Ecce homo* (Seht welch ein Mensch) vermittelt so eine paradoxe *Umwertung* aller *Würde*, wie sie menschlicher Vorstellung entspricht.

(10) Würde statt Wert: Christliche Durchbrechung der Verwertungslogik

Damit ist die *Verwertbarkeit* des christlichen Menschenbildes begrenzt: Denn 1. wird die Würde nicht an einer immanenten Vollkommenheit, sondern letztlich an der Person Jesu Christi festgemacht; sie ist somit unverfügbar; so begründet z.B. auch die sakramentale Gegenwart Christi keine objektivierbare Würde.

2. Leben und Geschick Jesu stehen unter dem Zeichen des Kreuzes, daher kann die Person Jesu nicht als Prototyp autonomer Selbstdurchsetzung fungieren; vom Gedanken des Kreuzes sagt Paulus, daß es dem Juden Ärgernis und dem Heiden Torheit sei (1 Kor 1,23); dieser Gedanke färbt auf das christliche Bild des Menschen ab.

3. Der christliche Gedanke der Menschenwürde hängt mit der *Unverfügbarkeit* des menschlichen Lebens im Gegenüber zu Gott zusammen. Daher ist "Wert" etwas anderes als "Würde". Der evang. Theologe E. Jüngel hat das Christentum als "wertlose Wahrheit" bezeichnet (in Aufnahme von Carl Schmitts "Tyrannei der Werte") - so eines seiner Bücher. Dies bedeutet, daß sich das Christentum aller Verwertungslogik nachdrücklich entzieht. Wir sind nutzlose Knechte, allzumal Sünder. Deshalb gilt, daß der Mensch in sich nicht würdig ist, sondern es erst von Gott her wird. Und wo er von Gott her würdig wird und in diesem Sinn Würde "hat", gerade da ist er nicht *verwertbar* und in diesem Sinn ohne Wert. Wert und Würde schließen einander aus, sofern sich Würde jeglichem Kalkül von Verwertung entzieht, während der Begriff Wert stets nur innerhalb einer Logik von Verwertung oder Verwertbarkeit sinnvoll ist. Nach der Verwertung des Menschen zu fragen, bedeutet jedoch, im Horizont von Verdinglichung seine Würde bereits vergessen zu haben. Das

Christentum sieht den Menschen als wertlos, gerade weil es von seiner Würde ausgeht. Oder anders: Weil Gott den Menschen liebt, fragt er nicht, was man aus ihm noch Besseres, Großartigeres und Höherwertigeres machen kann. Das ist - etwas salopp gesprochen - das, was Gott von Nietzsche unterscheidet. Die Formel "Gott ist tot" führt den Menschen in die Logik seiner höheren Verwertbarkeit und damit immer schon an den Rand der Unmenschlichkeit, d.h. der Verzweiflung am Menschsein. In Christus als dem neuen Adam sieht das christliche Menschenbild diese Verzweiflung und diesen Nihilismus als überwunden an.

Hinweise: Im mündlichen Vortrag wurden die Abschnitte (3), (5) und (7) leicht gekürzt vorgetragen. Die Übersetzung der Bibeltexte folgt meist der *Einheitsübersetzung* (Stuttgart 1980).

Quellennachweis dieses Beitrags (in redaktionell leicht überarbeiteter Form):

Hoffmann, Herbert (Hg.): *Werde Mensch: Wert und Würde des Menschen in den Weltreligionen*, mit Beiträgen von Eugen Biser [Religionsphilosophie], Walter Dietz [christl. Theologie], Albert Friedländer [Judentum], Ludwig Hagemann [Islam] und Perry Schmidt-Leukel [Buddhismus], Trier: Paulinus Verlag 1999 [ISBN 3-7902-0240-1; DM 24,80], S.91-120

[Der Band enthält die Referate zu einer Vortragsreihe der Kath. Akademie Trier von 1999 mit dem Titel "Wert und Würde des Menschen im Selbstverständnis der Religionen" - die Anschaffung des preisgünstigen Bändchens ist empfehlenswert!]